



„Die Überlegenheit der Literatur über die Literaturwissenschaft“ – ein Abschiedsgruß an Gertrud Fussenegger

von Martin G. Petrowsky



Gertrud Fussenegger

Foto: www.fussenegger.de

Am 19. März 2009 ist Gertrud Fussenegger gestorben. Im Heft 2/2007 des *Zaunkönig* hatte die amerikanische Literaturwissenschaftlerin Elaine Martin ihren Würdigungartikel so begonnen:

Gertrud Fussenegger wurde 1912 in Pilsen geboren, also in einer schicksalsschweren Zeit und an einem geschichtsträchtigen Ort – beides Umstände, die das Leben und auch das Werk der Autorin geprägt haben. Fussenegger war zwei Jahre alt, als der Erste Weltkrieg ausbrach, sechs bei dessen Ende, 21 zur Zeit der Machtergreifung Hitlers, 27 beim Anschluss Österreichs – und am Ende des Zweiten Weltkrieges war sie dann 33 Jahre alt. Im ersten Drittel ihres Lebens war ihre Heimatstadt Pilsen vorerst ein Teil Österreichs, dann der Tschechei und schließlich des Großdeutschen Reiches. Als Deutschsprechende gehörte Gertrud Fussenegger in Pilsen, ähnlich wie Kafka in Prag, einer Minderheit an, war also eine Außenseiterin. Diese frühe komplizierte Identität, die zum Teil auf eine gewisse innere Ablehnung von Grenzen hinzuführen schien, spiegelte sich später in ihrem peripatetischen Leben wieder: Als sie zuerst von Pilsen nach München umzog, dann weiter nach Innsbruck, Dornbirn, Telfs und Hall in Tirol mit einem Zwischenschritt zurück nach Pilsen, um sich schließlich in Oberösterreich in der Nähe von Linz niederzulassen.

Dieser Artikel und das ausführliche Interview, das Prof. Martin mit Frau Fussenegger geführt hatte, können auf der Homepage der Erika Mitterer Gesellschaft nachgelesen werden (www.erika-mitterer.org) – ich möchte mich daher hier nicht mit der Biographie und dem umfangreichen und sehr bedeutenden epischen und lyrischen Werk beschäftigen, sondern mit der Frage, wie Literaturwissenschaft und Literaturkritik diese Dichterin beurteilen.

Es gibt wenige Autoren im Europa des 20. Jahrhunderts, denen man nicht ideologische Einseitigkeit, partielle Blindheit, mangelnden Mut zum Widerstand, Aussparung unangenehmer Erinnerungen in Autobiografien usw. vorwerfen könnte. Von Gottfried Benn bis Günther Grass, von Jean-Paul Sartre bis Ezra Pound wäre die Frage zulässig, inwieweit das eigene Verhalten den im Werk und in öffentlichen Stellungnahmen geforderten moralischen Maßstäben zu entsprechen vermochte. (Zur grundsätzlichen Problematik, die Beurteilung des künstlerischen Wertes eines Kunstwerks von der charakterlichen Beurteilung seines Schöpfers abhängig zu machen, habe ich mich schon mehrmals kritisch geäußert.)

Natürlich ist es richtig und wichtig, die Glaubwürdigkeit eines Künstlers zu hinterfragen – nichts ist verstörender als Scheinheiligkeit! Man hat aber bei der Gewichtung, das scheint mir wesentlich, objektiv und fair zu bleiben.

Ganz dieser Maxime entsprechend betonte Bundespräsident Heinz Fischer nach dem Tod Gertrud Fusseneggers: *Ich kenne die politischen Jugendirrtümer von Frau Fussenegger, aber ich respektiere in höchstem Maße ihren geläuterten Weg durch die Zweite Republik. Mit Recht ist Gertrud Fussenegger vielfach gewürdigt worden und hat auch hohe Ehrenzeichen der Republik Österreich erhalten.*¹

Die *Kleine Zeitung* bemühte sich um eine sachliche Darstellung der jahrzehntelangen Vorwürfe: *Prägend vor allem für die Anfänge ihres Schreibens und die späteren Kontroversen um ihre Person war ihr Verhältnis zum Nationalsozialismus. Schon 1933 trat Fussenegger der österreichischen NSDAP bei, eines ihrer ersten*



Bücher, die „Mohrenlegende“ wurde jedoch von den NS-Gutachtern als Kritik an der Rassenideologie und „katholisches Machwerk“ abgelehnt. Auch gegen andere ihrer Bücher gab es Einwände, viele von Fusseneggers weiteren, meist religiös konzipierten Romanen, Gedichten und Rezensionen fanden allerdings in wichtigen NSDAP-Organen Verbreitung. [...] Rund 50 Jahre später erklärte die Autorin, es täte ihr Leid, „viele gute Gedanken verschwendet“ zu haben, „auf eine Sache, die dann ein Gräuelpiece war“.²

Die Frankfurter Rundschau vermied ebenfalls eine zu einseitige Verurteilung: Lesen Kritiker ihre Autobiografie „Ein Spiegelbild mit Feuersäule“ als ein peinliches Dokument der Verdrängung und der Verstocktheit, so sahen andere in ihrem Spätwerk eine Art literarische Buße.³ Und Die Welt wies darauf hin: Es gab im Schrifttumsbezirk weit Schlimmere – ob Opportunisten oder gläubig Verzückte. Doch ist ausgerechnet sie ein Ärgernis geblieben: eine promovierte Historikerin, hochbegabte Autorin, ausnehmend klug, gebildet, kultiviert. In ihrem ungemein umfangreichen Oeuvre finden sich Texte genug, die Achtung verdienen, sprachkünstlerische Geltung haben.⁴

In einem Gespräch, das der Deutschlandfunk ausstrahlte, sagte Alfred Pittertschatscher vom ORF-Oberösterreich auf den Vorwurf des deutschen Redakteurs Michael Köhler, Fussenegger hätte „den sogenannten Anschluss begrüßt und hat sich nach Ende des Zweiten Weltkriegs nie als reuevoll gezeigt“: ... die Sprache, in der sie sich von dieser Zeit distanziert hat, war vielleicht ein wenig zu diffus in manchem. Faktum ist, sie hat sich sehr wohl geäußert, aber eben vielleicht zu wenig ausdrücklich. Und er betonte: Sie wurde anerkannt und nicht anerkannt. Anerkannt von vielen, vielen Lesern, nicht anerkannt von der Literaturszene im Allgemeinen.⁵

Die ausgewogenste Würdigung schrieb der Literaturwissenschaftler Sigurd Paul Scheichl in Die Presse⁶. Er sprach von der Dichterin als einer, die schwer an Positionen ihrer Jugend zu tragen hatte, und relativierte die Vorwürfe zur Mohrenlegende: Die damaligen Gegner Fusseneggers lasen die Erzählung offenbar sehr genau, genauer als ihre Kritiker von heute. Ein Werk mit literarischem Anspruch verweigert sich eben einer inhumanen Ideologie fast von selbst. Unter der Überschrift „Distanz zu Nationalismus“ erwähnte Scheichl eine Reihe von Nachkriegsromanen Fusseneggers und meinte, mit dem „Verschütteten Antlitz“ (1957) gewann sie vor dem Hintergrund der Geschichte Böhmens kritische Distanz zu jeder Form

von Nationalismus – auch eine Form der Absage an Positionen ihrer Jugend.

Die zusammenfassende Charakterisierung durch Scheichl hat mich sehr beeindruckt:

Gertrud Fussenegger war die Letzte aus jener Generation, die den schwierigen Übergang von den alten, bis 1945 gepflegten Formen zu den Neuansätzen nach der Befreiung mitgestaltet hat. Wie schwer das, wie schwer zumal der Bruch mit den Idealen der eigenen Vergangenheit gewesen ist, kann nicht ermessen, wem solches erspart geblieben ist. Sie hat diesen Übergang mit größerer Offenheit und einem stärker ausgeprägten Qualitätsbewusstsein gemeistert als viele Zeitgenossen. [...] Ihre Klugheit, ihre Souveränität und ihre Fähigkeit, auf den Gesprächspartner einzugehen, waren mehr als beeindruckend; ihrer Ausstrahlung konnte man sich nicht entziehen. In dem „Gespräch über Leben und Werk mit Rainer Hackel“, 2005, hat sie in einer altersweisen, geistreich-amüsanten und doch den Gesprächspartner nicht verletzenden Weise die Überlegenheit der Literatur über die Literaturwissenschaft demonstriert, die Überlegenheit selbst einer Literatur, die sich an der Vergangenheit ausrichtet.

Enttäuschend hingegen der Artikel in der Wiener Zeitung, die sich sonst meist den Verführungen des Zeitgeists zu entziehen versteht. Unter der Überschrift „Die glänzende Erzählerin stand moralisch wiederholt im Zwielflicht“ schreibt Edwin Baumgartner fast nichts über das Werk der Autorin, sondern überwiegend über ihre Rolle in der NS-Zeit. Er beschließt diesen Passus mit dem Hinweis: In diesem Zusammenhang bezeichnete der Literaturwissenschaftler Klaus Amann ihre Autobiographie „Ein Spiegelbild mit Feuersäule“ als „insgesamt peinliches Dokument der Verdrängung und der Verstocktheit“. Andererseits stellte Gertrud Fussenegger nicht nur einmal klar, sie sei „ideologischer Süchtigkeit erlegen“. Diese oft von bitterer Selbsterkenntnis bestimmten Statements fanden in den Medien freilich weniger Verbreitung – was man wohl in gewissem Sinn als Selbstkritik des Redakteurs verstehen darf.⁷

Baumgartner bezog sich mit seinem Zitat auf eine Rezension der Autobiografie Fusseneggers, die Klaus Amann im Jahr 2007 unter dem Titel „Nicht nach links links schielen!“ verfasst hatte; im Untertitel war zu lesen: Sie gehörte zu den literarischen Stars des Dritten Reiches. In ihren Erinnerungen ist davon nichts zu erfahren.⁸



In der Folge wirft Amann Gertrud Fussenegger vor: Gleichzeitig betont sie, unpolitisch und „ahnungslos“ gewesen zu sein. Sie führt in diesen Erinnerungen vor, wie man wortreich aus seinem Leben berichten und gleichzeitig nahezu allem ausweichen kann, was mit dem nationalsozialistischen „Suchtmilieu“ nicht so sehr im ideologischen, wohl im pragmatischen und alltäglichen Sinne etwas zu tun haben könnte. Schließlich zieht Amann dieses Resümee: In diesen, teilweise auch irritierenden Defiziten des Buches liegt andererseits jedoch auch ein Moment seiner „Wahrheit“. Es ist darin, bis in die Wortwahl hinein, ein mentalitätsgeschichtliches Zeugnis – nicht so sehr für den Zeitraum, der im Untertitel genannt wird, sondern für die Nachkriegszeit. Es ist ein in vielerlei Hinsicht und für weite Teile der Bevölkerung repräsentatives Dokument für einen jahrzehntelang üblichen Umgang mit der Nazizeit in Österreich. Es ist ein Zeugnis für die Strategien des Erinnerens, des Verdrängens und der Entlastung, für die blinden Flecken in unserer Wahrnehmung, für die Dominanz des eigenen Opferbewusstseins, für einen Mangel an Empathie, für das Weiterwirken zeitbezogener Wahrnehmungsformen und Redeweisen.

Ich konnte, nach der eingehenden Befassung mit Fusseneggers Werk im Zuge der Vorbereitung der Zaunkönig-Beiträge 2007 und nach Lektüre des Interviews, das Elaine Martin gerade den heiklen Fragen im Lebenslauf der Autorin gewidmet hatte, dieser sehr einseitigen Interpretation Amanns nicht zustimmen und schrieb ihm:

Die Autobiografie selbst kann man mögen oder für unsympathisch, weil mit „blinden Flecken“ versehen, halten. Ich selbst empfinde es aber ebenfalls als ehrlicher, für seine als Fehler eingestandenen Verirrungen einzustehen, als sich ständig neu mit nach „linkslinkslinks schielenden Schuldbekennnissen“ an den von den Nachgeborenen vertretenen Zeitgeist anzubiedern (wobei ich die Diktion auch für sehr unglücklich halte, weil die oftmals zu beobachtende Naivität bei der Einschätzung der damaligen Rahmenbedingungen mit unterschiedlichen Akzenten im gesamten weltanschaulichen Spektrum vorkommt ...). Ich meine nur: die Literaturwissenschaft misst, wenn ich z. B. das Ausmaß an Schuld bedenke, das Gertrud Fussenegger und Gottfried Benn objektiv auf sich geladen haben, mit extrem unterschiedlichem Maß ...⁹

Klaus Amann antwortete:

In der Sache Fussenegger bin ich, verständlicherweise, sonst hätte ich die Rezension (übrigens auf Einladung der

„Presse“) ja nicht geschrieben, anderer Meinung. [...] „Ein Spiegelbild mit Feuersäule“, ein, was Verharmlosung, Verdrängung und unreflektierten Sprachgebrauch anlangt, wirklich repräsentatives Werk, ist 1979 erschienen – Jahre vor der sog. „Waldheimdebatte“, die die österreichische Öffentlichkeit für all das sensibilisiert hat, was man dem Buch vorwerfen kann, und was ja z. T. auch Sie einräumen. 25 Jahre später denselben Text unter einem neuen Titel wieder zu veröffentlichen (und dazu muss die Autorin ja ihre Zustimmung gegeben haben), ist an und für sich schon merkwürdig, doch Frau Fussenegger hat dem alten Text etwa 40 Seiten angehängt, die in ihrem Duktus die Tendenz des alten Textes nicht nur bestärken, sondern übertreffen. Kein Wort über die mittlerweile bekannt gewordenen Fakten, als einziges: die Klage über das, was den Deutschen, vor allem den Vertriebenen aus dem Osten, angetan wurde. Ob sie die angehängten, neu veröffentlichten Kapitel aus der Schublade geholt hat oder in den letzten Jahren geschrieben hat, ist einerlei, es wirkt in jedem Fall wie ein trotziges „jetzt erst recht“. Wer veröffentlicht, muss sich Kritik gefallen lassen. Alter allein ist kein Verdienst. Und da spreche ich von Frau Fussenegger in gleicher Weise wie von mir.¹⁰

Abgesehen von der Problematik der von den Nachgeborenen als ausreichend empfundenen Distanzierung von als falsch erkannten früheren Haltungen scheint es mir nun, nach dem Tod einer zweifellos bedeutenden Schriftstellerin, jedenfalls wichtiger, ihr Werk entsprechend zu würdigen – ihre persönlichen Eigenschaften und Verfehlungen wurden, um Shakespeares Marc Anton abzuwandeln, mit ihr begraben, viele ihrer Bücher aber werden bleiben. Sigurd Paul Scheichl meint dazu:

Fusseneggers bewusst an der Tradition orientiertes Erzählen setzte ihrer Rezeption durch eine jüngere Generation Grenzen: Das Zerschneiden der Romanform und die Erneuerung der Literatursprache nach 1945 waren ihre Sache nicht; wer neben diesen Innovationen nichts gelten lassen will, tut sich mit ihr schwer. Auch die Neigung der promovierten Historikerin zum historischen Roman (u. a. „Das verschüttete Antlitz“, 1957), einem von der Moderne wenig geschätzten und heute trivialisierten Genre, und ihre betonte Christlichkeit versperrte vielen den Zugang zu ihrem Werk. Ihre Romane mögen „altmodisch“ wirken; anspruchslos sind sie nicht: Vor allem die komplex strukturierte, romanhafte „Doppelbiografie“ „Zeit des Raben Zeit der Taube“ (1960) um Léon Bloy und Marie Curie stellt das unter Beweis. Und so gewiss Gertrud Fussenegger sich am Stil des 19. Jahrhunderts orientiert, so unbestreitbar ist ihre



stilistische Sorgfalt.

Hervorheben möchte ich auch ihre Essays, in denen sie sich als subtile Kennerin und Interpretin von Literatur zeigt. Ihrer Auseinandersetzung mit Thomas Manns „Doktor Faustus“ (1948) kann hohes Niveau selbst jener nicht absprechen, der mit ihrer Position ganz und gar nicht einverstanden ist. Über ihr fremd bleibende Literatur hat sie nicht Pauschalurteile gefällt, sondern sie – wenn auch kritisch – gelesen.

Ich selbst möchte dem keine weitere Beurteilung hinzufügen, sondern mich bei Gertrud Fussenegger für viele Stunden wunderbaren Lesevergnügens (wahrscheinlich hat mich die „Erneuerung der Literatursprache“ auch nicht restlos überzeugt?) durch Abdruck des Gedichtes *Ein Doppeltes* bedanken!

- 1 <http://www.hofburg.at>, Quelle: Aussendung der Präsidentschaftskanzlei vom 20.3.2009.
- 2 <http://www.kleinezeitung.at/nachrichten/kultur>, 19.3.2009.
- 3 <http://www.fr-online.de>, Frankfurter Rundschau 19.3.2009.
- 4 <http://www.welt.de>, 20.3.2009.
- 5 <http://www.dradio.de/dlf/sendungen/kulturheute>, Deutschlandfunk 19.3.2009.
- 6 <http://diepresse.com>, 20.3.2009.
- 7 <http://www.wienerzeitung.at>, 20.3.2009.
- 8 *Die Presse*, 15.6.2007, Spectrum S. VII.
- 9 E-Mail Martin Petrowsky an Klaus Amann, 18.2.2008.
- 10 E-Mail Klaus Amann an Martin Petrowsky, 27.2.2008.

Ein Doppeltes

von Gertrud Fussenegger

Wir steigen niemals
in denselben Fluß,
ins selbe Taufbad und zur selben Tränke,
zur selben Überfuhr. Wir wittern List
und trauen nicht dem Gleichen in uns selbst.
Wo Wiederkehr und Selbstbegegnung wäre,
schöpft unsre Hand
nur Kies und Sand und Sand und Sand.

Wir steigen immer
in denselben Fluß,
zu unsern Träumen in dieselben Buchten,
durch Schlier und Schlick vorbei am Schluck der Fische.
Nicht ich, nicht du, allein die Summe zählt,
die aus Millionen Adern sickert
und sinkt und wandert in das große Delta,
an dessen Horizont das ferne Meer
der Zunge wartet, die es trinke.

(aus: *Das große Gertrud Fussenegger Hausbuch*,
Edition Hausbuch, 1996, S. 269)